

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift

Band: 17 (1913)

Heft: [19]

Artikel: Waldemar Fink

Autor: Jegerlehner, Johannes

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-587683>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 16.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

test jetzt, da wir doch „geringelt“ sind, ganz gut einmal für ein paar Tage aufs Taubennmoos zu Gast kommen. Halt so zum Angewöhnen an die Gelegenheit, hähä!“ Er zwinkerte wieder, ihr Einverständnis ohne weiteres voraussetzend. In seinen Augen glühte ein begehrlicher Wille.

Ihr Herz bäumte sich auf. Eine unüberwindliche Abneigung, ja ein Ekel vor ihm erfasste sie. Sie wußte jetzt, daß er das letzte Mal auf dieser Schwelle stand. Aber sie hütete sich, diesen Gedanken vor ihm lautwerden zu lassen.

(Schluß folgt).

Waldemar Fink.

Mit Kopfleiste, einer Kunstbeilage und sechs Reproduktionen im Text.

Wenn die Ausdauer und die Beharrlichkeit und die hundertfach wiederkehrenden Anläufe, mit der viele unserer jungen Künstler die steilen Höhen des Parnass zu erklimmen suchen, ein Gradmesser wären für die innere Tüchtigkeit, so müßte Waldemar Fink längst zur Anerkennung gelangt sein, denn er hat viele Jahre der bittersten Enttäuschung, der Entmutigung und des Schluckeriums hinter sich. Sein Vater, ein angesehener Malermeister in Bern, zwang ihn, das Handwerk zu erlernen, zu dem er keinen Hang und keine Liebe verspürte. Der kluge erfahrene Mann wollte seinem Sohne ein sicheres Auskommen verschaffen, und so mußte der junge Fink in der Gipserschürze mit dem großen Malpinsel Fassaden streichen und Reklametafeln bemalen, bis er eines Tages durchbrannte und in München jenes unfreiwillige Bohème- und Hungertreiben führte, das die große Menge in den Kino- und Theatervorstellungen so schön und rührend findet.

Die Kraftlosen und Schwachbegabten gehen in dieser Bohème zugrunde, die starken Talente ringen sich durch.

Fink lebte eine Zeit lang in abgelegenen Walliserdörfern von steinhartem Roggenbrot und bröckeligem Käse, von dünnen Minestren und billigen Racletten, verkaufte dann und wann ein Bild, beschickte die Ausstellungen mit großen Sendungen, die überall zurückgewiesen wurden, bis sich ihm in München ein Türchen öffnete. Die unverdiente Zurückweisung im eigenen Lande verdroß den Dreikäger so sehr, daß er sich in den Schmollwinkel setzte und dabei vergaß, wie ähnlich es Größeren auch ergangen ist und zu allen Zeiten ergehen wird. In einem Bauernhaus Adelboden's nistete er sich ein und fing wieder an mit Malen, Darben und Rahmenschnitzen, bis bessere Zeiten einkehrten. Hans Thoma begann sich für ihn zu interessieren, deutsche Zeitschriften ersuchten um Einsendung von Proben seines Talentes, und heute hängen



Waldemar Fink, Adelboden.

Abend im Gebirge (1913). In Privatbesitz.

im Berner Kunstmuseum zwei Dutzend Bilder, die das Interesse der Kunstreunde in hohem Maße fesseln. Seine Schöpfungen finden Abnehmer, und so steht heute Waldemar Fink schon recht hoch auf einer Warte, von der er lächelnden Auges die Sumpfe und Niederrungen überblicken kann, durch die er sich hindurchkämpfen mußte.

Sein Stoffgebiet ist vorläufig noch auf das Landschaftliche beschränkt, speziell auf das Hochgebirge Adelbodens, auf das Wildstrubelgebiet, die braunen Hütten des Adelbodenmooses und die Wintertannen und Skifelder des Hahnenpasses. Wer das Tal der Engstlen kennt, wird sich in Finks Bildern rasch zurechtfinden. Im Sommer beherrscht die Eiskuppe des Wildstrubel den mächtigen Talsessel, und wenn er im Winter unter seiner weißen Zipfelmütze einnäht und in tiefen Schlaf und beinahe in Vergessenheit versinkt, stemmt der Große Lohner seine breiten Schultern vor und lächelt

unter seinem in allen sieben Farben glitzernden Diadem sein eisiges Lächeln. Wie es da an einem schönen Wintermorgen von den Schneehalden flimmert und gleicht und in gewaltigen Zungen von der Kraft und Größe redet, die der junge Tag in einer einzigen Schöpferstunde vor unsern Blicken ausbreitet — da braucht es schon reife Kunst, um die Harmonie dieser wilden Hochgebirgsromantik auf die Leinwand zu pinseln...

Die neuesten Schöpfungen Finks trachten nach scharfer Zeichnung und Vereinfachung, ohne daß er in seiner Technik, die ursprünglich von Segantini ausging, sich irgend an eine Schule oder an ein großes Vorbild anlehnte. Fink ist stets ein Eigener gewesen, einer, der aus innerem Reichtum schöpft, und wir werden die Entwicklung dieses Künstlers, der Großes hoffen läßt, mit lebhaftem Interesse verfolgen.

Johannes Jegerlehner, Bern.

Die Walküre.

Nachdruck verboten.

Aus den Papieren eines Freundes nachzählt von Lilli von Brandis-Marcusen, Bern.

(Fortsetzung).

Eine Viertelstunde später sahen wir im Speisesaal des „Ruf“, wie W.'s erster Gasthof genannt wurde, an einer langen weißgedeckten Tafel, die aber noch nicht voll besetzt war. Frau Gunter-Menotti und Marie Bernhardi fehlten noch. Auf ihren Plätzen lagen Blumensträuße; der für Marie bestimmte war schöner, bläss Malmionrosen von seltener Größe und Frische, eine Karte steckte darin. Es waren mehrere Herren anwesend, darunter der Hofmarschall und der Archivdirektor, außerdem eine alte Stiftsdame, Fräulein von Korn, die alle Künstler W.'s kannte und die trotz ihrem Lahmen Fußes bei keiner festlichen oder gemütlichen Vereinigung zu fehlen pflegte. Marie kam mit dem Gunter-Menottischen Ehepaar. Die Primadonna hatte Zeit gefunden, große Toilette zu machen, und rauschte in einem kostbaren weißen Seidenkleide herein, ein riesiger schwarzer Rembrandthut umrahmte ihr stark geschminktes Gesicht: wie bescheiden, lieblich und einfach sah die Brunhilde neben ihr aus in einem dunkelblauen Kleide, das ihren schönen Wuchs nur ahnen ließ, und mit der kleinen Pelzmütze auf dem dunkelblonden Scheitel. Der Erfolg war scheinbar eindrücklos über sie hinweggerauscht; aber wenn man näher zusah, lag eine solche Verklärtheit über den holden Zügen, ein so goldener Ausdruck von Glück und Begeisterung strahlte aus ihren großen Augen, wie ihn Kinder haben vor dem Weihnachtsbaum. Und nun erblickte sie den Vater und flog ihm an den Hals, und es war reizend zu beobachten, wie sie nach dieser ersten stürmischen Begrüßung Hand in Hand nebeneinander saßen und leise plauderten, der schöne weißbartige alte Herr und das ihm so ähnliche junge Mädchen. Sie hatte die duftenden Rosen achtlos beiseite geschoben, und erst nach einer Weile, nachdem das Fragen und Antworten etwas nachgelassen hatte, nahm sie die Karte aus dem Strauß; eine jähle Röte, die ihr in die Wangen stieg, verriet ihre Überraschung. Dann reichte sie sie dem Vater, der sie ebenfalls erstaunt betrachtete und dann in seine Brusttasche schob. Gunter hatte sie beobachtet; er sandte lange Blicke aus seinen mandelförmigen Augen, die sie wie mit seidenen Fäden umspannen. Diese Blicke gingen und kamen auf samtenen Sohlen, und sie griffen nach ihr, wie mit weichen flehenden Händen, und sie sprachen eine Stumme, aber doch so deutliche Sprache, über die ich tödlich erschrak. Aber sobald er merkte, daß ich ihn anschaute, machte er ein verblüffend unbesangenes Gesicht und hob sein Glas. „Ihr Spezielles, Doktor,“ rief er herüber. Frau Gunter-Menotti hatte den Hofmarschall mit Beschlag belegt; sie tat lebhafter als sonst, kokettierte mit ihm auf

wienerisch, lächzte, plauschte und ignorierte mit Virtuosität sowohl ihren Mann wie auch Marie. Die alte Stiftsdame, ganz Feuer und Flamme von der eben erlebten schönen Aufführung, sprach auf die junge Sängerin ein, erzählte von Wagner, Liszt und andern Größen, die sie gekannt, und kannte Anecdoten über Anecdoten aus dem Pompadour ihrer Erinnerung. Daß Marie nur mit halbem Ohr zuhörte, genierte sie nicht im mindesten; wie alle Menschen, die viel sprechen, war sie von ihren eigenen Worten eingenommen. Plötzlich sagte Gunter: „Fräulein von Korn, die letzte Geschichte war reizend, die muß meine Frau unbedingt hören! Nicht wahr, Lolochen!“ Und damit stand er auf und überließ mit seinem strahlenden Lächeln seinen Platz dem geschmeichelten alten Fräulein, während er selbst nun Marie Bernhardi gegenüber zu sitzen kam. Ich erzähle das, als sei es gestern gewesen, und vergesse die Jahre, die sich dazwischen türmen; denn jener Abend, der so mächtig einsetzte und so richtig ausklang, ist mir unvergänglich fest im Gedächtnis geblieben, und ich meine noch das Unbehagen zu spüren, als ich, durch den alten Bernhardi abgelenkt, mit halbem Ohr die Unterhaltung zwischen dem Kapellmeister und der Sängerin verfolgte, die sich um Musik drehte und doch nur das eine große Thema variierte: Liebe. Daß Gunter als ein Virtuose dieses alten, ewig neuen Themas behandelte, davon konnte ich mich überzeugen, und daß Marie unter seiner Suggestion litt, blieb mir nicht verborgen. Wie vorher seine Augen um sie geworben, so jetzt seine Stimme: jeder Laut griff wie mit weichen flehenden Händen nach ihrem Herzen, und was sie ihm antwortete, flang selbstsam bewegt und verschleiert, und die schönen grauen Augen blickten feucht, der Mund lächelte verträumt. Das alles sah ich und litt unsäglich. „Wir haben Kunst gespielt,“ meinte Gunter leid, als man aufbrach und er dem alten Bernhardi die Hand schüttelte. „Was Kunstspiel heißt, das wissen nur wir allein, wir Künstler, Menschen des Augenblicks! Sie, Doktor, haben davon keine Ahnung; Ihre Wissenschaft ist nur Theorie, aber bei uns ist Leben, Wärme, Puls und Impuls, alles zusammen!“ Er lachte leise, ein mir unheimliches Lachen, ich mochte ihm nichts erwidern.

Bernhardi wollte mit dem Nachtschnellzug weiterfahren; Marie, die ihrer Stimme wegen den zugigen Bahnhof fürchtete, bat mich, den Vater zu geleiten, während sie mit Gunters zusammen einen Wagen nahm. Sie gab mir flüchtig die Hand; für den Blumenkorb, den ich ihr gesandt, hatte sie kaum ein Dankeswort gehabt, was mich kränkte. Ich war enttäuscht und